

# Philipp, Lisa und das Klingelschild

## Immer noch nehmen nur wenige Männer den Namen ihrer Frau an

Kein Wunder, dass es kein Pendant zum „Mädchenamen“ gibt. 75 Prozent der Frauen nehmen in gemischtgeschlechtlichen Paaren den Namen ihres Mannes an – bei den Männern sind es gerade mal 5 Prozent. Wie kommt es zu diesem Ungleichgewicht? Warum ist der Namenswechsel für Männer offensichtlich uninteressant? Welche gesellschaftlichen Normen prägen das Bild?

*Lena Hipp*

**W**enn Paare heiraten, geht es um Liebe, Vertrauen, Zukunftspläne. Doch dieser scheinbar private Akt ist sozial hochgradig aufgeladen. In der Entscheidung, aus zwei Ichs ein Wir zu machen, verdichten sich nicht nur Vorstellungen von Familie und Zugehörigkeit, sondern auch gesellschaftliche Erwartungen darüber, wie Weiblichkeit und Männlichkeit vermeintlich richtig gelebt werden.

Wie prägend diese Erwartungen sind, zeigt ein Blick auf die Praxis der Namenswahl: Obwohl Männer in Deutschland seit 1976 den Nachnamen ihrer Ehefrauen annehmen dürfen, tun dies nach wie vor nur die allerwenigsten. Lediglich rund 5 Prozent der Männer ändern nach der Eheschließung ihren Namen und geben damit einen zentralen Teil ihrer sozialen Identität auf; sie ändern Klingelschilder und Visitenkarten. Bei den Frauen tun 75 Prozent bei der Heirat diesen Schritt.

Dass Paare immer noch überwiegend den Namen des Mannes als gemeinsamen Namen wählen, normalisiert diese Praxis – sie bleibt

selbstverständlich. In einer Studie, die ich gemeinsam mit Kristin Kelly durchgeführt habe, wollten wir die Wirkmächtigkeit dieser Norm messen. Zentral war die Frage, wie Abweichungen von der Norm, den männlichen Namen zu wählen, bewertet werden, und zwar im beruflichen und im familiären Kontext. Wird Männern, die den Namen ihrer Frau annehmen, weniger Karriereorientierung zugesprochen? Werden sie stattdessen als bessere Ehemänner gesehen? Und was passiert, wenn Frauen ihren Namen auch nach der Heirat weiterführen? Gelten sie dann als stärker karriereorientiert, dafür aber als weniger beziehungsorientiert?

**„Werden Männer, die den Namen ihrer Frau annehmen, als die besseren Ehemänner gesehen?“**

Im Rahmen einer bevölkerungsrepräsentativen Erhebung baten wir die Teilnehmer\*innen, die

Kurzbeschreibung eines Paares zu lesen, das kurz vor der Hochzeit steht – Lisa und Philipp, seit drei Jahren zusammenlebend, beide Anfang 30 und in Vollzeit erwerbstätig. Um die Beschreibung möglichst nachvollziehbar zu gestalten, variierte der Bildungshintergrund von Lisa und Philipp in Abhängigkeit vom Bildungsabschluss der Befragten: Wer selbst mindestens über ein Fachabitur verfügte, erhielt die Information, dass die beiden sich während ihres Studiums kennengelernt haben. Bei Befragten mit einem niedrigeren Bildungsabschluss lautete die entsprechende Formulierung „während der Ausbildung“. Per Zufallsprinzip ließen wir entweder Lisa beabsichtigen, nach der Hochzeit Philipps Nachnamen anzunehmen, oder Philipp planen, Lisas Nachnamen anzunehmen, oder beide ihre jeweiligen Nachnamen behalten und auf einen gemeinsamen Familiennamen verzichten. Die Befragten sollten angeben, für wie karriereorientiert und wie beziehungsorientiert sie die jeweils beschriebenen Personen hielten.

Es zeigen sich unterschiedliche Muster. Männer, die den Namen ihrer Partnerin annehmen, verlieren in puncto Erwerbsorientierung: Sie werden für weniger karriereorientiert gehalten als Männer, die ihren Namen behalten. Auf der sozialen Ebene gewinnen die von der Norm abweichenden Männer aber: Sie werden als besonders beziehungsorientiert wahrgenommen.

### „Frauen profitieren in keiner Hinsicht davon, ihren Namen zu behalten“

Frauen hingegen profitieren nicht davon, ihren Namen zu behalten: Ihre wahrgenommene Karriereorientierung bleibt unabhängig von der Namensentscheidung unverändert niedrig (sie übertrifft nicht einmal die der normabweichenden Männer). Gleichzeitig werden aber Frauen, die ihren Namen behalten, als weniger beziehungsorientiert eingeschätzt.

In der Summe ergibt sich also eine klare Asymmetrie: Männer, die von der Norm abweichen, schneiden beruflich schlechter ab, sie profitieren aber im privaten Kontext. Bei Frauen hingegen entstehen vor allem im Bereich der Familie Nachteile – ohne dass sich in beruflichen Zusammenhängen Zugewinne ergeben.



**Lena Hipp** leitet die Forschungsprofessur Arbeit, Familie und soziale Ungleichheit am WZB. An der Universität Potsdam ist sie Professorin für Soziale Ungleichheit und Sozialpolitik. [lana.hipp@wzb.eu](mailto:lana.hipp@wzb.eu)  
Foto: © WZB/Bernhard Ludewig, alle Rechte vorbehalten.

Auf den ersten Blick könnte man diese Befunde so lesen: Männer haben es schwer, wenn sie egalitär handeln. Daher lassen sie es besser – und alles bleibt, wie es war. Wer seinen Namen ändert, riskiert den Eindruck, beruflich wenig ambitioniert zu sein. In einer Arbeitswelt, die Leistung und Verfügbarkeit hoch bewertet, ist dieses Risiko nicht trivial. Dass viele Männer sich dagegen entscheiden, ist also nicht bloß Ausdruck persönlicher Bequemlichkeit, sondern eine rationale Anpassung an bestehende Bewertungsmaßstäbe. Genau deshalb reicht es nicht, auf Appelle an den Mut Einzelner zu setzen. Geändert werden müssen die Bedingungen, unter denen Männer egalitär handeln können, ohne dafür bestraft zu werden.

### „Wenn ein Mann seinen Namen ändert, hat das Signalwirkung für andere Männer“

Auf den zweiten Blick ist aber auch eine alternative und etwas optimistischere Lesart unserer Befunde möglich: Erwartungen an Männer im privaten Bereich scheinen sich zu verschieben. Fürsorge, emotionale Nähe und Partnerschaftlichkeit werden heute auch bei Männern positiv wahrgenommen. Männer, die mit der Norm brechen und bei der Heirat den Namen ihrer Frau annehmen, werden als beziehungsorientierter wahrgenommen. Und das wiegt möglicherweise sogar schwerer als die Einbußen in der zugeschriebenen Karriereorientie-

rung. Zugleich hat die Entscheidung von Männern, den eigenen Nachnamen aufzugeben, in der Arbeitswelt eine besondere Wirkung. Wenn ein Mann seinen Namen ändert, stellt er damit auch öffentlich infrage, dass Männlichkeit zwangsläufig mit beruflicher Dominanz, Unabhängigkeit und symbolischer Vorrangstellung verbunden ist. Das hat Signalwirkung für andere Männer.

Am Beispiel der Namenswahl zeigt sich deutlich, wie langsam sich Normen und soziale Bewertungen entwickeln. Recht allein verändert nun einmal keine Normen. Aber es kann sie irritieren. Wenn neue Optionen sichtbar, praktikabel und gesellschaftlich legitim werden, verschiebt sich langsam auch das, was normal ist und als normal gilt. Die Reform des deutschen Namensrechts vom Mai 2025, die unter anderem Doppelnamen für beide Ehepartner erleichtert hat, ist deshalb mehr als eine juristische Feinjustierung. Sie sendet ein wichtiges Signal: Es gibt

nicht nur seinen oder ihren Namen, sondern gemeinsame, gleichberechtigte Lösungen.

**„Fortschritt kommt nicht nur durch Gesetze zustande, sondern auch durch alltägliche Entscheidungen“**

Entscheidend wird sein, ob diese Reform auch kulturell begleitet wird – in Verwaltungen, in Unternehmen, in öffentlichen Debatten und auch in unseren Bewertungen von Männern und Frauen, die sich nicht am althergebrachten Modell orientieren. Denn Fortschritt kommt nicht nur durch Gesetze oder Leitbilder zustande, sondern in alltäglichen, scheinbar kleinen Entscheidungen. Auch – und gerade – bei der Frage, wie wir heißen wollen. ●

#### Literatur

Kelley, Kristin/Hipp, Lena: „Are Gender Norm Violations Always Perceived Negatively? The Effects of Marital Name Choice on Perceived Work and Relationship Commitments“. In: *European Sociological Review*, 2025. DOI: 10.1093/esr/jcaf053.

Schweers, Paula: „Im Namen der Frau“. In: *ZEIT Wissen*, 2023, Nr. 05. Online: [www.zeit.de/zeit-wissen/2023/05/nachnamen-annehmen-hochzeit-beziehung-frauen](http://www.zeit.de/zeit-wissen/2023/05/nachnamen-annehmen-hochzeit-beziehung-frauen) (Stand 24.02.2026).